

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 33

Artikel: Leben und Tod der Kräuterlise
Autor: Schwendener-Egli, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647249>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leben und Tod der Kräuterlise

von Martha Schwendener-Egli

Die Kräuterlise war ihrer Lebtag ein nichtiges Wesen. Sie wog bloß vier Pfund, als sie zur Welt kam, und mit einem Jahr war sie zum Laufen noch viel zu schwach. Im Mädchenalter war sie die reinste Bohnenstange, und außer den Sommerprossen hatte sie kein Färblein im Gesicht.

Ob schon es sich ihr Vater, der Schreiner, kaum leisten konnte — er verpöppelte doch das Liseli, und die Mutter hielt jedes rauhe Lüftlein von ihm fern. An keine Arbeit ließ sie das Mädchen heran, und immer ängstigte sie sich: „Das ist zu schwer für dich. Du könntest dir weh tun.“ Oder: „Du hast dir sicher wieder das Mäglein verdorben. Ich werd' dir ein Müslein kochen.“

Da auch der Wille des Mädchens schwach war, ließ es alles über sich ergehen und es wäre sicher noch lange wie ein Ei ohne Schale behandelt worden, wenn nicht eine Krankheit seine Eltern kurz hintereinander hinweggerafft hätte. So aber stand die Lise nun plötzlich allein auf der Welt. Ihr Vater hinterließ außer ihr nichts als einen Haufen Schulden und das bißchen Hausrat. Da sie noch minderjährig war, kümmerte sich die Vormundschaftsbehörde um ihr Wohl, das heißt, sie übergab die Hinterlassenschaft des Schreiners dem Konkurs, stellte den Gerümpel in eine halbverfallene Hütte im Dorf, und brachte das Mädchen bei einem Bauer unter. Dort hätte sie doch genug zu essen und lerne das Schaffen.

Sicher, zu essen hatte die Lise beim Hubbauer genug. Aber ihr verpöppelter Magen vertrug die schwere Bauernkost schlecht. Sollte sie mit den andern Heu wenden, so fiel sie mitten in der Reihe um. „Es ist nichts mit ihr“ und der Hubbauer gab sie der Gemeinde zurück.

Nun kam die Lise zum Harnischbauer. Bei Gott, dort hatte sie nichts zu lachen. Der Harnischbauer war ein grober Knorren, schaffte wie ein Roß, brüllte wie ein Stier, und was er mal gebrüllt hatte, das war ihm bitter ernst. Da konnten Roß und Wagen, Mensch und Werkzeug kaputt gehen — wenn er im Kopf hatte, diese Arbeit muß fertig werden, dann mußte sie eben fertig werden.

Beim Harnischbauer half alles Umfallen nichts. Der brüllte schon, bis die Lise wieder zu sich selber kam. Und der Mann hatte einen Willen, wie eine Blache, so starr. Man mußte einfach tun, was er brüllte. Lise strengte sich an. Sie schaffte, daß sie Schwielen an den Händen bekam, bis sie aus der Nase blutete, bis sie mit dem besten Willen nicht mehr konnte.

Die Harnischbäuerin war eine mitleidige Seele. Sie bewaarte das Mädchen, dem es an Kraft gebrach und das nicht recht gesund schien. Sie begann der Lise Tee zu brauen, Tee aus Kräutern, welche sie in Wiese und Acker, im Wald und auf der Alp zusammensuchte.

Der Tee half. Lises Magen wurde verträglicher, und mit dem Essenmögen kam auch die Kraft. Und zwischenhindurch half der Harnischbauer immer mit Brüllen nach: „Me mueß nu wölle, denn goht's!“

Und es ging. Lise mußte oft staunen, was der Wille vermochte. Sie hat dann jahrelang dem Harnischbauer treu gedient. Sie hat geschafft von morgens früh bis abends spät, Sommer und Winter, was kam, und sie hatte selten eine franke Stunde. Aber sie hat vom Harnischbauer eine Untugend angenommen: das Brüllen. Zuerst brüllte sie zwar nur sich selber innerlich an: „Schaff, Lise! Preßfies, Lise!“ Aber nach und nach kam es so weit, daß sie auch die andern anbrüllte, besonders die Kinder des Harnischbauern. Das ging, solange die Kinder klein waren. Später ließen sie es sich nicht gerne gefallen, von der Magd angebrüllt zu werden. Und als gar eine Sohnsfrau ins Haus kam, da kam die Lise mit dem Brüllen schlecht an.

Man gab ihr zu verstehen, daß das nicht gehe. Lise nahm sich zusammen. Aber dann vergaß sie es, und sie brüllte wieder. Darum mußte sie denn eines Tages ihr Bündel packen und den Harnischhof verlassen.

Oh, es war ihr nicht bange! Sie würde schon einen andern Platz finden. Die Bäuerinnen weit und breit wußten, daß die Lise schaffen konnte. Aber sie hatten auch von ihrer Untugend gehört. Die Lise konnte daher von Hof zu Hof laufen — niemand wollte eine Magd nötig haben. Das ärgerte die Lise gar schrecklich, und der Ärger verflug sich ihr auf den Magen. Sie war bald so krank, daß sie überhaupt keine Stelle mehr hätte annehmen können. So lebte sie inmitten ihres Gerümpels in der alten Hütte, und brauchte ihr Erspartes.

Aber einmal in der Nacht träumte sie. Der alte Harnischbauer hatte sie angebrüllt: „Me mueß nu wölle, denn goht's!“ Und sie sah die alte Harnischbäuerin mit einem Krug auf sie zukommen, und in diesem Krug war Tee. Am Morgen hat sie dann lange über diesen Traum nachgedacht. Zum ersten Mal seit langer Zeit brüllte sie dann auch sich selber wieder an: „Mach öppis, Lise!“

Und sie raffte sich auf, ging in den Wald, holte Kräuter. Sie dörnte sie und machte nachher Tee daraus. Ihr Magen war aber schon längst wieder in Ordnung, die Lise ging immer noch hinaus und holte Kräuter, Wurzeln, Beeren. Die Leute lachten sie im Anfang aus, wenn sie mit ihrem Sack loszog. Aber das war ihr gleich. Mochten die nur lachen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Unter dem Dach der alten Hütte häuften sich die Kräuter, und im Herbst, als draußen der Reif das letzte Grün vernichtete, da lud sie ihre Ware auf einen Wagen und fuhr damit in die Stadt. Sie hat niemanden erzählt, was ihr das Kräuterhaus dafür bezahlt hat. Aber es muß nicht wenig gewesen sein, denn sie hatte den ganzen Winter über zu leben.

Im Winter hatte sie Zeit. Sie holte beim Herr Pfarrer Bücher, wo die Kräuter abgebildet und beschrieben waren. Sie studierte alte Doktorbücher, und sie hat viel über Leben und Gesundheit, Krankheit und Tod nachgedacht, so auf ihre Art, einfach und schlicht. Ihrer Ansicht nach müßte man viel mehr an den Tod denken. Man müßte ihn kennen lernen, dann brauchte man sich nicht vor ihm zu fürchten. Und sie begann in ihrer Einsamkeit Gespräche mit dem Knochenmann zu führen: „Gelt, müchtest des Steffen-Tonis Weib. Aber oha, da kommst du noch viel zu früh!“ Und sie brachte der Kranken einen Tranf, der ihr wieder auf die Beine half. Aber auch sie selber wollte er holen. Sie hatte einen gräßlichen Katarrh und ein Stechen auf der Brust. Doch sie hat sich mit Kräutern, die der Herrgott wachsen ließ, wieder kuriert, und der Tod mußte ohne Beute abziehen.

Sobald im Frühjahr der Schnee schmolz, ging die Lise wieder auf die Suche. Brunnenkresse und Hufslattich waren die ersten, dann der Spitzwegerich und all die andern Krütlein und Würzlein. Sie flog hoch auf die Alp, um an den abschüssigen Halden den gelben Arnika zu pflücken. Und dort oben hätte er sie beinahe erwischt, der Tod. Trotz ihrer genagelten Schuhe glitt sie aus, kam ins Rutschen, ins Rollen, und nicht viel hätte gefehlt, sie wäre über die Felswand hinuntergestürzt. Fast in der letzten Sekunde konnte sie noch einen Legföhrengreß ergreifen und sich aufhalten. Es war ihr zwar ganz wirblich im Kopf, als sie sich aufrichtete. Aber sie sicherte doch: „Belt, halt mich noch nicht erwischt! Hi, hi, hi!“

So hatte die Lise während vieler Jahre Kräuter gesammelt und damit gar vielen Vinderung und Gefundung verschafft. Aber gegen den Tod ist bekanntlich kein Krütlein ge-

wachsen, und so mußte denn auch die Kräuterlise mal dran glauben. Den ganzen Winter über stunden immer vier oder fünf Krüge mit verschiedenem Tee auf dem Ofen, und jede halbe Stunde trank die Lise aus dem einen oder andern Krug. Aber es half einfach alles nichts mehr. Als das Laub kam, da ging die Lise. Das war kein Kampf mit Tod. Nein, als sie fühlte, daß ihr letztes Stündlein geschlagen hat, da hat sie ihren Willen gebeugt: „Nicht mein, dein Wille geschehe!“

Auf einem holperigen Leiterwagen — arm und reich bringt man in dem kleinen Bergdorf so zur Ruhe — hat man den Sarg mit der Kräuterlise zum Friedhof geführt. Aber manch einer von denen, die ihr die letzte Ehre erwiesen, hat sich eine Träne abgewischt.

Das — ja, das war das Leben und der Tod der Kräuterlise.

Wie ich zu meinem Karzer kam

Die Stadtschule die ich besuchte, zählte an die tausend Schüler. Unter diesen befanden sich naturgemäß auch ungebürdige Burschen, deren jugendlicher Tatendrang nicht immer mit der Haus- und Schulordnung in Einklang zu bringen war. Leichtere Vorstöße gegen diese wurden mit Verweisen, Strafaufgaben oder Arrest bestraft, während für schwerwiegendere Verfehlungen und für rückfällige Sünder der Karzer winkte.

Als Karzer diente eine neben dem Brausebad gelegene Kammer, ordentlich hoch und hell, mehr lang als breit. Das Hochfensterchen war mit undurchsichtigem Mattglas versehen. Die Ausstattung bestand aus einem lehnenlosen Bänklein, während die Wände, völlig fahl, den Eintretenden scheinbar mit einer grauweißen Nebelschicht umgaben.

Hier drinnen also hatten die gröberen Schulsünder ihre Verfehlungen abzusitzen und sich, so hoffte man, eines Besseren zu besinnen.

Diejenigen unserer Kameraden, die es zu Karzer traf, galten bei uns gewissermaßen als Märtyrer.

Sie waren die Tapferen, die für unsere zahlreichen, ungebürdeten kleineren Vergehen und Streiche, gleich einem Winkelried, die offene Brust boten und mutig in die zeitlich begrenzte Verbannung wanderten.

Daher verachteten wir sie in keiner Weise, ja, im Gegenteil; ein Kamerad, der Karzer mit Würde abgesehen hatte, stieg, falls seine vorangegangene Verfehlung menschlich und kameradschaftlich gemessen, nicht gemeiner Natur war, gewöhnlich gewaltig bei uns im Ansehen. Wir überließen ihn auch nicht einfach dem Schicksal, sondern sandten ihm während der Zeit seiner Abgeschlossenheit, vor das nach außen zu ebener Erde liegende Fensterchen, eine Abordnung aus zunächst dem Schulhause wohnenden Kameraden. Diese klopfen an das Karzerfensterchen, „morsten“ ihm eine Botschaft oder versuchten, falls die Luft rein war, sich mit ihm durch Rufe verständlich zu machen. So wurde der Eingesperrte weniger dem Gefühl des Verlassenseins preisgegeben. Er sollte auch zu spüren bekommen, daß er Kameraden habe, umsomehr, als er oft auch mehr oder weniger für die Unarten und kleineren Sünden der andern büßte.

Wir wäre eine Portion Karzer gar nicht so ungelegen gekommen. Einerseits hätte es mich gereizt, zu erfahren, wie das Eingesperrtsein auf einen wirkt und zum andern wäre mein Ansehen bei den Kameraden nur gestiegen, wenn ich mir einen Karzer hätte leisten können. Vielleicht spielte ich damals mit solchen Gedanken, weil mir einige Kameraden, die ich in den Leistungen ohne allzu große Mühe hinter mir ließ, in körperlichen Belangen über waren, obschon ich selbst auch nicht gerade von Pappe war und keineswegs unter der Glasglocke heranwuchs. Die Sporen, die man sich im Kameradenkreis verdiente, wenn man den Mut hatte, einen Karzer tränenlos in Kauf zu nehmen, hätte ich mir also gar nicht ungern verdient, wenn nicht jeder zu Karzer Verurteilte einen Meldezettel mit beimbekommen hätte. Auf dieser Urkunde stand das Vergehen

des Jünglings, die Zeit seiner Inhaftierung. Sie war vom Vorsteher unterschrieben, mußte zu Hause vom Vater unterzeichnet und unmittelbar vor Antritt der Strafe dem Schulvorsteher wieder ausgehändigt werden. Dieser übergab hierauf den Deliquenten dem Hauswart, der mit dem Schlüsselbund in der Hand die Rolle des Gefangenenwärters zu spielen hatte.

Eine solche Karte, das wußte ich, durfte ich nie heimtragen. Es hätte zuviel abgeseht. Ich konnte mir also, zu meinem Leidwesen, „meinen Karzer“ auf ordentlichem Wege nicht leisten, schon der verwünschten Meldekarte wegen. Dafür kam er dann unverhofft auf außerordentlichem Wege.

Das kam so: Alljährlich hielt unsere Schule im großen Stadtflußbad eine Schwimmprüfung ab. Am Schlußakt des Schwimmeramens sollten in diesem Jahr die drei ältesten Schülerjahrgänge auf der Spielwiese des Bades eine Massenfleißübung darbringen. Schon wurde in jeder betreffenden Klasse in den Turnstunden daraufhin geübt. Ich hatte mir die geübten Bewegungen gut eingepägt, mußte aber dann infolge Baderkältung zwei oder drei Tage die Schule fehlen.

Am ersten Tage, als ich wieder zur Schule durfte, fand um elf Uhr die Generalprobe der Fleißübung statt. Ungefähr ein halbes Tausend Schüler der drei obersten Klassen, stand wohl ausgerichtet auf dem Rasen im Schulhof. Vorsteher und Lehrer wachten im Hintergrund, während der Hauptturnlehrer der Schule Tisch und Stuhl herbeischaffen ließ, um die Übung von erhöhter Warte aus leiten und überblicken zu können. Heimkehrende Schüler anderer Stadtschulen, Gymnasiasten, zufällig Vorübergehende, Arbeiter, Angestellte oder Lustwandler, verweilten, des Knabenheeres ansichtig geworden, an der Umzäunung und am Blaseingang als Zuschauer.

Ich war als Viertgrößter meiner Klasse, die den vorderen Eckplatz zugewiesen erhielt, Flügelmann links geworden, stand also gewissermaßen im Brennpunkt der Ereignisse.

Eine dunkle Ahnung steigt in mir hoch, meine Kameraden könnten während meiner Abwesenheit noch andere Übungen einstudiert haben. Doch zu meiner Beruhigung verneint dies mein Nebenkamerad, den ich trotz des Schwachverbotes rasch frage.

Schon steigt der Turnfeldherr auf seine improvisierte Hochwarte, erläutert kurz die ersten Bewegungen und beginnt mit markanter, weithin schallender Stimme sein: „Fünf, sechs, sieben, acht . . . eins, zwei, drei, usw.“

Auf eins stürzen fünfhundert Knabenkörper in Ausfallstellung, schnellen ihre Arme hoch um dann auf drei und vier damit zu freifen und auf fünf wieder in die Ausgangsstellung zu federn. Ich fühle die Genugtuung, Teilchen einer wohlorganisierten, riesigen Maschinerie zu sein, die nur läuft, wenn jeder sich zusammenrafft und sich auf seine augenblickliche Pflicht beschränkt. Umso mehr gebe ich mir Mühe, als mich die ganze Vorführung in ihren Bann zwingt und ich darüberhinaus vorn in der äußersten Ecke von jedermann gesehen werden kann.